

Wie deutsch sind die deutschen Internationalen Beziehungen? Anmerkungen zum Forschungsstand der IB in Deutschland

Vortrag im Rahmen des Workshops, ‚Ideen, Wissen und Diskurse – Neuere Konzepte der Theorie Internationaler Beziehungen‘, 2. Jahreskonferenz Internationales Promotionsprogramm Gesellschaftswissenschaften, Frankfurt am Main 16.-18.10.2003

Gerard Holden

Aus dem Untertitel des Vortrags ergibt sich, dass ich in diesem kurzen Vortrag einige Anmerkungen zu dem neuen Sammelband von Gunther Hellmann, Klaus Dieter Wolf und Michael Zürn, *Die neuen Internationalen Beziehungen. Forschungsstand und Perspektiven in Deutschland* anbieten möchte. Es ist aber wichtig zu betonen, dass diese Anmerkungen nicht als eine allgemeine Einschätzung des Buches zu verstehen sind. Das wäre ohnehin in 15 Minuten nicht zu leisten, und bei der Besprechung eines solchen Sammelbands ist es immer einfach zu sagen, dass dieser oder jener Beitrag einem nicht gefällt oder dass man dies oder jenes anders gemacht hätte. Das ist nicht sehr interessant, und jede(r) kann das für sich zu Hause machen.

Stattdessen möchte ich mich auf die Frage, die im Titel des Vortrags steht, konzentrieren.

Um einen angemessenen Zugang zu dieser Frage zu ermöglichen, werde ich in drei Schritten vorgehen:

- I. Die Beiträge neu klassifizieren, d.h. anders, als die Herausgeber es tun.
- II. Die Schlussfolgerungen der Herausgeber knapp zusammenfassen, davon ausgehend, dass nicht alle der heute Anwesenden die Gelegenheit gehabt haben, das ganze Buch zu lesen.
- III. Mich mit einigen dieser Schlussfolgerungen und Thesen näher auseinandersetzen. Ich tue dies nicht in der Absicht, diese Thesen zu widerlegen. Es ist bemerkenswert, dass die Urteile der Herausgeber ausgewogen sind; es gibt zwar hier und da in dem Buch eine gewisse Neigung zu einer „Wie gut wir sind“-Attitüde, aber es gibt auch eine deutliche Bereitschaft zu nüchterner Selbsteinschätzung und Selbstkritik, was in einem

solchen Band keineswegs eine Selbstverständlichkeit ist. Vielmehr möchte ich nachhaken und versuchen, die Lesart einiger der Schlussfolgerungen in Frage zu stellen. Meine Lesart ist etwas weniger wohlwollend, als die der Herausgeber, aber nicht weniger plausibel.

I. Eine neue Klassifizierung

Die Herausgeber haben das Buch in 3 Teilen unterteilt (wenn man die Einführung und Ausblick als Einheit mitrechnet sind es vier):

Theoretische und konzeptionelle Entwicklungen

Klassische Gegenstandsbereiche der IB

Neue Gegenstandsbereiche der IB

Ich möchte die folgende Neuklassifizierung vorschlagen:

Beiträge, die hauptsächlich deutsche Debatten referieren

Beiträge, die angelsächsische und deutsche Debatten miteinander verbinden und als eine Debatte betrachten

Beiträge, die Themen behandeln, welche für die IB in D eigentlich kaum von Bedeutung sind

Man kann diese dritte Kategorie relativ schnell behandeln, denn in ihr befindet sich nur ein Aufsatz, Peter Mayer über Epistemologie und die „Dritte Debatte“. Mayer sagt selber: „die ‚Dritte Debatte‘ [hat] die Gemüter im deutschsprachigen Raum kaum bewegt [...]“ (S. 53) Allerdings ist die Frage berechtigt, warum denn dieser Beitrag notwendig war – er ist, mit mehr als 50 Seiten, immerhin der umfangreichste in dem Band. Dieses Argument soll übrigens nicht als inhaltliche Kritik an Mayer missverstanden werden. Die Frage ist, warum ist dieser Beitrag da? Ich komme darauf zurück.

Meine Neuklassifizierung, möchte ich behaupten, hat den Vorteil, dass sie unseren Blick für die Kontroversen bzw. für die fehlenden Kontroversen in der deutschen IB verschärft. In der Kategorie „hauptsächlich deutsche Debatten“ befinden sich 2, vielleicht 3 Beiträge: Harald Müller über Frieden, Joachim Betz über Entwicklung sowie – vielleicht – Andreas Nölke über Transnationalismus. (Nölkes Aufsatz lässt sich nicht eindeutig zuordnen, weil er die zwei Debatten getrennt behandelt.) Die überwiegende Mehrheit der Beiträge (nach meiner Klassifizierung 11 von 17) gehört zu der Kategorie „angelsächsische sowie deutsche

Debatten“. Am interessantesten ist m. E. die Tatsache, dass es in der ersten Kategorie zu zum Teil heftigen und bissigen (innerdeutschen) Auseinandersetzungen kommt, während in der zweiten Kategorie alles viel ruhiger abläuft.

Man könnte diese Beiträge ungefähr so zusammenfassen: Die deutsche IB-Landschaft ist eine sanfte, fruchtbare Hochebene. Auf der Landkarte lassen sich weder herausragende neorealistic Bergketten noch die tiefen, wilden Schluchten der Postmoderne erkennen. Fast alles ist irgendwie neo-institutionalistisch und irgendwie konstruktivistisch, und es gibt anscheinend kaum nennenswerte Meinungsverschiedenheiten – mit der Ausnahme des Beitrags von Christoph Scherrer zu Internationaler Politischer Ökonomie als Systemkritik, wo man ein weltweit bekanntes Muster, ‚Kritiker gegen den *mainstream*‘, erkennen kann. Diese Situation hat durchaus ihr Gutes; Zürn spricht von einer „Venezianisierung“ (S. 28) der deutschsprachigen IB, weil alle Beteiligten Brücken bauen wollen. Andererseits könnte man fragen, ob man bei genauerem Hinsehen mehr innerdeutsche Kontroversen jenseits des *mainstream* hätte identifizieren können. (Diese Bemerkung ist nur eine Frage: Ich weiß es nicht. Wolf/Hellmann in dem Schlusskapitel geben dies mehr oder weniger zu.) Und so venezianisch ist die Lage auch nicht. Während einige Autoren recht interessante Bemerkungen als Selbstreflexion liefern (wie z.B. Mayers Erklärung für das geringe deutsche Interesse an der Dritten Debatte oder Frank Schimmelfennigs Hinweis auf Zusammenarbeit mit nichtdeutschen Kollegen in der Sozialisationsforschung), hat der eine oder andere eine etwas eigenartige Vorstellung von Selbstreflexion. Ich zitiere aus den Schlussfolgerungen von Thomas Risse in seinem Beitrag zu Konstruktivismus und Rationalismus: „Die ForscherInnengemeinschaft - auch in Deutschland – muss sich darüber im klaren sein, dass Theoriediskussionen sinnlos werden, wenn sie nicht an konkrete empirische Fragen zurückgebunden sind.“ (S. 123) „Muss“, wohlgemerkt. Diese Aussage ist umso merkwürdiger, als es kaum einen Autor in dem Buch geben dürfte, der/die anderer Meinung ist. Was für schreckliche Dinge geschehen könnten, wenn jemand anders vorginge, verrät Risse nicht. Überschwemmungen, vielleicht?

II. Die Thesen der Herausgeber

Zürn vertritt 3 Thesen (Kap. 1, ‚Einführung‘):

1. Theoriegeleitete aber pluralistische Forschung hat sich in der deutschen IB fest etabliert.

2. Die IB hat ihre Position in der deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Forschungslandschaft deutlich verbessert.
3. Die Position der deutschsprachigen IB auf dem internationalen „Markt“ hat sich in den letzten 15 Jahren erheblich verbessert.

Wolf und Hellmann stellen 3 weitere Thesen auf, welche die deutsche IB mit „dem Rest“ vergleichen (Kap. 17, ‚Ausblick‘):

1. Der Staat und staatliches Handeln sind im deutschen Diskurs nicht so wichtig wie im angelsächsischen bzw. US-amerikanischen Raum.
2. Die IB in D wird nicht von einem zentralen Konstruktivismus-Rationalismus Gegensatz geprägt, in erster Linie weil der rationalistische Gegenpol eher schwach ist.
3. Wissenschafts- und erkenntnistheoretische Ansätze sowie Reflexion über die Geschichte des Fachs stoßen in Deutschland auf wenig Interesse.

Daraus ergibt sich eine gute Grundlage für eine Antwort auf die „Wie deutsch?“ –Frage: Die Herausgeber argumentieren, in Anlehnung an Ole Wævers wegweisenden Aufsatz von 1998, dass es der deutschen IB weitgehend gelungen sei, sich ein eigenes Profil zu verschaffen und sich dadurch einigermaßen – vor allem durch die Überwindung einer rein passiven Rezeption der amerikanischen Debatten - von der Übermacht der US-amerikanischen Disziplin zu emanzipieren. Am interessantesten wird die „Wie deutsch?“ –Frage jedoch, finde ich, wenn man fragt, inwiefern deutsche ideengeschichtliche Traditionen in der deutschen IB vorkommen. Wolf/Hellmann stellen fest, dass etwa Kant und Habermas dabei sind und Luhmann inzwischen auch mit von der Partie ist. Es fällt auf, dass Nietzsche fehlt: er wird weder direkt noch über die französischen oder angelsächsischen Umwege aufgegriffen. Vielen interessanten Fragen – wer, wie, wo, warum – könnten hier nachgegangen werden, aber das Desinteresse an der Ideengeschichte des Fachs ist, wie Wolf/Hellmann zu Recht sagen, ausgeprägt.

Die Herausgeber stellen einige weitere selbstkritische Fragen. Zürn fragt, ob angesichts aktueller weltpolitischer Entwicklungen der in Deutschland herrschende neoinstitutionalistische Konstruktivismus in etwa fünfzehn Jahren ziemlich naiv aussehen könnte. Wolf/Hellmann werfen einen Blick auf die beliebtesten Schwerpunktthemen des wissenschaftlichen Nachwuchts und greifen diesen Gedanken auf, in dem sie feststellen, dass das Interesse der Jugend überwiegend den neuen Gegenstandsbereichen gilt: Zitat - „Kann es

sich das in der Sektion Internationale Politik repräsentierte Segment unserer Profession leisten, demnächst nur noch sozialkonstruktivistisch Phänomene der Privatisierung der Weltpolitik zu erforschen?“ (S. 597)

Gute Fragen, die eine breite Diskussion verdienen.

III. Vor- und Nachteile eines Lebens im Dogenpalast

Eine Infragestellung sämtlicher Thesen der Herausgeber ist, wie eingangs erwähnt, nicht meine Absicht. Einiges spricht in der Tat für die Erfolgsgeschichte-Interpretation der letzten Jahre der IB in D. Ich möchte trotzdem folgendes zu bedenken geben (wieder 3 Bemerkungen, alles passiert zu dritt – eine gewisse Trinitisierung macht sich bemerkbar):

1. Es ist nicht die *deutschsprachige* IB, die ihre Position auf dem internationalen Markt verbessert hat, sondern die *englischsprachigen* Arbeiten von einigen deutschsprachigen Autoren – darunter vielleicht sogar die Mehrheit der in diesem Band vertretenen Autoren. Insofern ist Zürns dritte These eigentlich falsch (S. 31). Die Herausgeber und Autoren des Sammelbands wissen das, weil mehrere von ihnen mit mehr oder weniger Empörung ihre LeserInnen darauf aufmerksam machen, dass deutschsprachige Beiträge im englischsprachigen Ausland kaum gelesen werden. Stimmt alles. Aber auch die deutsche Wahrnehmung der Außenwelt ist selektiv. An erster Stelle kommen die US-amerikanischen Debatten, während – ich stelle mit nicht weniger Empörung fest – britische IB-Zeitschriften hier nicht oder zumindest wesentlich seltener zur Kenntnis genommen werden. Ich verzichte auf eine nähere Erläuterung, aber diese Feststellung scheint mir kaum bestreitbar. Und wer in Deutschland interessiert sich für die französische IB? Die Herausgeber wissen das auch (S. 587), aber was folgt daraus für das Gesamturteil?
2. Die US-IB hat, vermute ich, eine wichtige Funktion für die deutsche IB, die hier nicht zur Sprache kommt: Sie spielt eine wesentliche Rolle bei der wissenschaftlichen Elitenbildung. Englischsprachige Veröffentlichungen und vor allem Veröffentlichungen in *US-amerikanischen* Zeitschriften (jetzt auch in der *European Journal of International Relations*, aber in britischen Zeitschriften kaum) sind allem Anschein nach für das berufliche Weiterkommen wichtig; sie dienen als Beweis für die bisherigen Leistungen und ebnen den weiteren Weg. Damit soll nicht behauptet

werden, dass es in anderen *academic communities* keine Elitenbildung gibt; selbstverständlich gibt es sie überall. Aber sie funktioniert nicht überall nach dem gleichen Muster. Frankreich ist weitgehend eine Welt für sich (alles bei Pierre Bourdieu sehr schön nachzulesen), und in Großbritannien gibt es *IR departments* die – ob zu Recht oder nicht – als wichtiger gelten, weil sie einfach größer sind. Deutschland hat z.B. keine Elite-Unis, was m. E. ein Vorteil des deutschen Systems darstellt, aber eben deshalb braucht die deutsche IB andere Mechanismen, welche die Schafe von den Böcken oder genauer gesagt die Dogen von den Gondelführern trennen können. Die US-IB bzw. der deutsche Kontakt zu ihr ist, behaupte ich, einer von diesen Mechanismen.

3. Wenn meine ersten beiden Thesen einigermaßen stichhaltig sind, muss die Frage erlaubt sein, ob sich die deutsche IB wirklich von der US-amerikanischen emanzipieren will oder kann. Vielleicht wäre dies auch nicht wünschenswert, aber die Herausgeber des Sammelbandes scheinen davon auszugehen, dass es wünschenswert ist. Damit hätten wir die Antwort auf die Frage des Mayer-Aufsatzes in dem Band. Die deutsche IB muss beweisen, sie muss vielleicht in erster Linie sich selbst davon überzeugen, dass sie die angelsächsische ‚Dritte Debatte‘ durchgehend beherrscht, auch wenn sie sich für diese Debatte nicht sonderlich interessiert.

Ich bin, glaube ich, im Großen und Ganzen in diesem Vortrag freundlich genug gewesen. Als allerletzte Bemerkung jetzt aber eine weniger freundliche Frage, gewissermaßen ein Versuch, das heutige Publikum ein bisschen zu provozieren:

Ist es nicht so, dass die deutsche IB die US-amerikanische braucht, weil ohne den Hinweis auf die US-amerikanische Disziplin ein „Wie gut wir sind“-Diskurs gar nicht möglich ist?

Danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Gerard Holden, 13.10.2003